

Spuren des Subjekts: Ver-rückte Ordnung: eine Spurensuche in der Lebensgeschichte einer alten Hinterländer Bäuerin

Klein, Regina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Klein, R. (2001). Spuren des Subjekts: Ver-rückte Ordnung: eine Spurensuche in der Lebensgeschichte einer alten Hinterländer Bäuerin. *Journal für Psychologie*, 9(2), 3-23. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28342>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Spuren des Subjekts

Ver-rückte Ordnung: eine Spurensuche in der Lebensgeschichte einer alten Hinterländer Bäuerin

Regina Klein

Zusammenfassung

Der nachfolgende Aufsatz beschäftigt sich mit den durch die fortschreitende Modernisierung bedingten, tiefgreifenden Wandlungsprozessen der dörflich-ländlichen Strukturen im hessischen Hinterland. Anhand einer Einzelfallstudie - narrativer Interviews mit einer 84 Jahre alten Bäuerin - rekonstruiert die Autorin eine Veränderung der Denkkordnungen und kulturellen Codes. Parallel zu den offensichtlichen Modernisierungserscheinungen vollzieht sich eher unmerklich ein Wandel in den Köpfen der Menschen. Dieser Wandel manifestierte sich innerhalb der gemeinsamen Gespräche als Kommunikationsproblem und wies auf die Transformation von Vorstellungswelten, Wahrnehmungsweisen und Denkmustern hin. Wie ordnete die alte Bäuerin ihre Welt, und wie ging sie mit den Veränderungen in ihrer unmittelbaren Umgebung um? Wie zeigten sich die Brüche der traditionellen Ordnungswelten auf der Ebene der Erzählform Luisas und der Kommunikation mit der Interviewerin?

Schon Luisas erste Geschichte begann mit einem ihrer vielen Geheimnisse, die sich wie ein roter Faden durch unsere Gespräche zogen.¹

Sie trug mir eine alte Geschichte aus meiner Herkunftsfamilie vor, die meine Urgroßeltern betraf und weder mir noch meinen Eltern bekannt war; eine Art Familiengeheimnis. Damit weckte sie verständlicherweise nicht nur meine wissenschaftliche Neugier. Meine Versuche, ihre Geheimnisse während unserer Gespräche aufzudecken, blieben seltsam in der Schwebe und waren zum Scheitern verurteilt. Luisa beantwortete meine Fragen nach dem

»warum« und »wieso« und »wie kommt es, daß« nicht. Es schien sich um ein Kommunikations- und Verständigungsproblem zwischen uns beiden zu handeln. Luisa verriet ihre Geheimnisse nicht und gab bis zum Schluß Rätsel auf.

Ich wurde neugierig und wollte ihre Denkwelt verstehen. Bei meiner Spurensuche traf ich dabei eine andere Art des Denkens an, eine Denkkordnung, die mir seltsam fremd vorkam.²

DAS HINTERLAND UND DIE LEBENSWELT LUISAS

Luisa wurde 1914 geboren und kommt aus Rosenau³, einer landwirtschaftlich-gewerblichen Mischgemeinde mit etwa 600 Einwohnern. Der Ort liegt im Breidenbacher Grund, einer Teilregion des hessischen Hinterlandes. Der Name »Hinterland« wurde im 17. Jahrhundert geprägt, als dieses Gebiet nach der Teilung Hessens zwischen Darmstadt und Kassel zu Hessen-Darmstadt kam. Es lag hoch im Norden, ohne Anschluß an eine große Verkehrsstraße an der Grenze des Hoheitsgebietes, umgeben von »Feindesland«. Der Breidenbacher Grund und seine Menschen waren Eigentum der Herren von Breidenbach; diese besaßen die Grund-, Gerichts- und Leiherrschaft und damit eine nahezu unerschütterliche Machtstellung. Erst 1811 wurde hier die Leibeigenschaft abgeschafft. Der Breidenbacher Grund war ein ärmliches und karges Gebiet, der Grundbesitz durch die Erbsitte der Realteilung in immer kleiner werdende Parzellen zerstückelt und die Menschen daher auf einen Nebenerwerb angewiesen. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts gingen Männer als Wochen- oder Tagespendler in die Eisenerzgruben und Hütten

des nahegelegenen Siegerlandes, des Dillgebietes und an der oberen Lahn. Daheim bestellten die Frauen alleine die Felder; Beobachter des Landesherrn aus Darmstadt sprachen gar von einem »Frauenstaat«, als sie das Hinterland bereisten. Mit fortschreitender Verkehrserschließung erfolgte allmählich der Übergang in eine industriell betriebene Fertigung und ein Zuwachs an metallverarbeitenden Betrieben in der Region. Aus Bauern, die nebenbei saisonal in der Eisenerzeugung arbeiteten, wurden Arbeiter, die ihre Landwirtschaft nebenbei betrieben. Anfang des 20. Jahrhunderts waren aus den Bauerndörfern des Hinterlandes Arbeiterdörfer geworden. Rosenaus Dorfbild heute ist geprägt durch eine überdimensionale Durchgangsstraße, eine Bundesstraße, die den Ort in zwei Teile trennt, und einen quadratischen Flachbau des Bürgerhauses, der gedrückt im Schatten der alten Wehrkirche steht. Am Ortsausgang befindet sich ein großes Gewerbegebiet mit wirtschaftlich florierenden Mittelstandsfirmen. Die landwirtschaftlichen Nutzflächen, jahrzehntelang nur noch im Nebenerwerb bearbeitet oder teilweise brachliegend, werden nun seit zwei Jahren von einem Schäfer mit seiner Herde gepflegt. Am Ort gibt es einen hauptberuflichen Landwirt und noch eine Handvoll Nebenerwerbslandwirte mit absteigender Tendenz. Wie in vielen Orten des Hinterlandes werden zur Zeit bauliche Veränderungen der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts wieder rückgängig gemacht. Der begradigte Bach in den Auen wird renaturiert und die breite Durchgangsstraße durch Verschmälerung, den Bau von Einbuchtungen, Verkehrshindernissen und Bäumen am Straßenrand in einen verkehrsberuhigten Zustand versetzt.

Luisa war unverheiratet und lebte im Haus ihres Bruders, eines Schreiners, und dessen Ehefrau. Deren Kinder waren längst ausgewogen, und ihre Schwester war vor zwei Jahren gestorben. Bis zum Tod ihrer

Schwester teilte Luisa mit dieser ein Zimmer, ein Ehebett und ihr Schicksal als ledige Tante.

Wie sah nun Luisas Denkwelt aus, welche Ausdrucksform gab sie ihrer Denkkordnung in den Gesprächen, und wie ging Luisa mit der Moderne um? Anhand dieser drei Fragen werden wir im folgenden ihre Lebenswelt und ihre Denkkordnung rekonstruieren. Schauen wir uns die Ordnungswelt Luisas näher an:

DAS WISSEN UM DEN EIGENEN SOZIALEN ORT

Auf der Suche nach Gesprächspartnerinnen wurde mir Luisa als eine Frau, die noch viel weiß, gleichsam als das Geschichtsbuch Rosenaus empfohlen.

Luisa wußte genau, woher sie kam und zu welcher »Familiensippe« sie gehörte. Sie war »Sängersch Louwische«. Ihr Haus hatte wie alle Häuser im alten Dorfkern einen Namen und war das Subjekt ihrer Geschichten.⁴ Der Hausname war das eigentlich Beständige und blieb, auch wenn die Besitzer wechselten. Er war identitätsversicherndes Element, denn er gehörte untrennbar zu dem Vornamen dazu; dagegen war der bürgerliche Nachname oft nicht bekannt im Dorf. Von diesem Haus gingen ihre Stammbäume über sechs Generationen entlang der Blutlinie aus. Es interessierte Luisa und es war ihr elementar wichtig zu wissen, woher sie kam, wohin sie gehörte und wie ihre Familienbande miteinander zusammenhingen. Die Verwandtschaft in Luisas Lebenswelt ging weit über den Bereich der Kleinfamilie⁵ hinaus, war dorfumspannend und sogar übergreifend. Sie bezeichnete sowohl alle mit ihr verwandten Personen als auch »eine Institution, die den Gang des sozialen Lebens regelte« und »eine identitätsstützende wie -versichernde Funktion« hatte (Segalen 1990, 64). Die identitätsstützende Funktion der Verwandtschaft verstehe ich im Sinne von Erik Eriksons Identitätskonzepts, der die »Ich-Identität« als eine wechselseitige Beziehung aus-

drückt, »da sie sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfaßt« (Erikson 1973, 124). Erikson verankert das Gefühl, eine Identität zu haben, in dem Vertrauen darauf, daß die eigene innere Einheitlichkeit und Kontinuität von anderen als solche auch erkannt werden. Identität wird zugleich von außen zugeschrieben und von innen gestaltet. Die anderen waren in Luisas Lebenswelt ihre Verwandtschaft.

Für Luisa hatte es etwas ungeheuer Bedrohliches, nicht mehr denken zu können und dieses Wissen zu verlieren. »Seine eigenen Leute kennen« beinhaltete gleichzeitig das Wissen um sich selbst. Ohne dieses Wissen um die eigenen Wurzeln war nichts mehr da, wurde die eigene Existenz in Frage gestellt. Sie wußte um die Gefahr, daß das Wissen um die eigenen Wurzeln verlorenzugehen drohte. Mehrmals beschrieb sie Episoden, meist Geburtstagsfeste, bei denen es um früher ging und in denen sie von anderen Leuten als Wissende angesprochen wurde. Und sie konnte Rede und Antwort stehen, bewies ihre Autorität, wenn es um die Familiengeschichten und -begebenheiten von früher ging, denn sie selbst wußte um ihre Fähigkeit. Sie konnte »fürchterlich gut auswendig lernen, aber auch was behalten«, wie sie betonte.

Noch in ihrer Kindheit waren alle sozialen Abläufe, im wirtschaftlichen, im politischen oder im religiösen Bereich durch die Nachbarschafts- und Verwandtschaftsgruppen geregelt. Eheiche Bindungen, Arbeit und Wohnung waren abhängig von der Stellung, die jemand innerhalb der Verwandtschaft einnahm. Und wie wir anhand Luisas Geschichten ersehen, hinterließ der Weg, den ein Familienstamm verfolgte, eine unauslöschliche Spur in den Windungen des Gedächtnisses und der Erinnerung. Angesichts dieses verwobenen Netzes kannte

jeder jeden im Dorf von Kindheit an und wußte oftmals besser als dieser über dessen gesamte Verwandtschaftsbeziehungen Bescheid. Wie die Geschichte des Hauses und seiner Mitglieder wurden Rollen, Positionen und Charaktereigenschaften weitervererbt.

Wenn wir uns Luisas Rolle nun vergegenwärtigen, sind zwei Dinge auffallend: Es war ein Wissen um genealogische Ordnungen, das sie hütete, und der Raum, in dem sie ihr Wissen einer Öffentlichkeit zeigen konnte, gehörte zu ihrer Verwandtschaft und kann als halböffentlicher Raum zwischen den Sphären bezeichnet werden. Es war weder der private, intime Raum der Kleinfamilie noch der öffentliche Raum des Erwerbslebens, der Wirtschaft, der Politik und Kultur. Es war ein Raum, in dem öffentliche und private Sphären auch heute noch untrennbar ineinander übergehen - eine Art »Übergangsraum« (Winnicott 1974, 11)⁶, der in einer Mittelstellung zwischen dem Innen und Außen liegt.

Luisa selbst suchte und fand ihren Platz in dieser Verbundenheit und dem Gewirr von verwandtschaftlichen Bindungen und Bezügen, die sie wie ein Netz hielten. Ihre Identität erwuchs aus dem Wissen um die Verortung im Geflecht der Generationen: einer Verortung in Raum und Zeit, in der Häuser Namen und feste Plätze im Dorf hatten, und in der die Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft an einem festen Punkt, nämlich dem Haus, verknüpft wird. Die typische Hinterländer Frage dazu ist: »Ei, wem bist du denn?« Die typische Antwort: »Ei Sängersch Louwische.«

Luisas Wissen ordnete sich an als ein Denken in Grenzen. Es war ein Denken in Haus-, Hof- und »Sippen-«grenzen und beschränkte sich auf den engen überschaubaren Lebenskreis des Dorfes. Alles, was man wissen mußte, war von der Kirchturmspitze aus zu sehen. Zur eigenen Selbstvergewis-

serung wurden alle Menschen, von denen sie berichtete, mit Hausname und langer Ahnenreihe »etikettiert«.

So führte sie sich bei mir ein: als Hüterin des Wissens und als Expertin in ihrer Familiengeschichte und den Familiengeschichten anderer. In diesem Sinne ist auch ihre Erzählung des Familiengeheimnisses meiner Ahnen zu verstehen; damit ordnete sie mich weiträumig in eine generationenübergreifende Familiengeschichte ein und wies mir meinen Ort zu.

DAS WISSEN UM DAS UNUMSTÖBLICHE GESETZ DER NATUR UND DER ARBEIT

Der Mensch in der agrarisch strukturierten Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts erlebte sich in einer als schicksalhaft erlebten Abhängigkeit von der Natur. Die Natur war Gesetz, unausweichliches Schicksal und entschied über Erfolg oder Mißerfolg der Bewirtschaftung. Sie gab und nahm. Sie formte die Zeiten: Tages-, Jahres- und Lebenszeit. Der Mensch verstand sich als ein Teil der Natur, der er sich unterzuordnen hatte. »Veränderungen waren in diesem Verhältnis nur schwerlich als Folge menschlicher Kraft und Fähigkeit erlebbar, sondern sie erschienen in diesen natürlichen Prozeß integriert und wurden als Geschenk - oder auch als Fluch - erlebt« (Illien, Jeggel 1978, 45).

Arbeit war in Luisas Lebenswelt ein natürlicher, selbstverständlicher Bestandteil des Seins. Sie schien allgegenwärtig im zyklischen Zusammenhang von blühenden Wiesen und Heumahd, reifendem Korn und Ernte, hungrigem Vieh und Fütterung, vollen Kuheutern und Melken. Sie war geradezu naturwüchsig und naturgebunden. Jeder Arbeit fügten sich organisch nachfolgende Arbeitsschritte an, sonst verdarben die Schätze der Natur, die als Gottesgaben angesehen wurden: Dreschen des Korns, Mahlen und Backen; Schlachten der Tiere, Pökeln, Einsalzen und Verwurstern; Buttern der Milch. Die bäuerliche Arbeit folgte den Gesetzen der Natur und wurde dadurch

selbst zu einem Gesetz, das unhinterfragt Geltung hatte und über das man sich nicht hinwegsetzen durfte (Becker 1985, 64ff). Das Erfahrungswissen der Älteren über die Beschaffenheit der Böden, wie sie bearbeitet werden mußten und welche Ernte sie unter bestimmten Naturgegebenheiten bringen würden, war ein Wissen, das Lernprozesse von Generationen enthielt (Schulte 1989, 84). Es zementierte die Autorität der Älteren: »Die Ältesten haben die meiste Erfahrung, die Mittleren die meiste Schaffenskraft, die Jungen zu gehorchen« (Jeggel, Illien 1978, 43).

Der Lebensablauf Luisas schien von Kindheit an bestimmt, die verschiedenen Aufgaben kamen wie bei den täglich anfallenden bäuerlichen Arbeiten mit der Zeit. »Die Arbeit ist da und muß gemacht werden«, beschrieb Luisa lakonisch ihren Alltag als Kind. In der Vergabe der Arbeit lag die Autorität des Vaters. Sein Wort war Gesetz in der Familie, wie Luisa es ausdrückte: »Es ist mehr nach Vaters Befehl gegangen« und »wir konnten nicht machen, was wir wollten.« In der Zuordnung der Arbeit wurde ihre Rolle innerhalb der Familie festgeschrieben, und in der Anordnung der Arbeit lag die ordnende Hand des Familienoberhauptes, der sich die Kinder unterordnen mußten. Im Dialekt existiert kein Wort für »erziehen«, nur das Wort »aufziehen«. »Aufzucht« weist auf eine eher physisch sorgende und ordnende Haltung der Eltern hin, wie man es bei den Tieren gewohnt war.

Die Arbeit galt als Statussymbol in der Gemeinde, mit ihrer Zuordnung wurden soziale Rollen innerhalb der Familie und des Dorfes festgeschrieben. Der Wert einer Person in der Dorfmeinung hing ab von ihrem (sichtbaren) Arbeitseinsatz. Das dörfliche Sozialsystem verfügte über alle wesentlichen Informationen. Im Klatsch wurde dieses Wissen ständig überprüft. Jedes Anders-Sein, jedes Herausfallen aus der Ordnung kam durch den Klatsch ans Tageslicht.

Klatsch hatte neben der sozialen Kontrolle die Funktion, Spaltungen und Verunsicherungen innerhalb der Dorfgemeinschaft mittels einer gemeinsamen Interpretation des Lebens aufzufangen und ein gemeinsames Wertesystem zu deklarieren. Im Klatsch kämpfte man um den Erhalt der traditionellen Werte und kulturellen Normen, damit um Verhaltenssicherheit und eine haltende Ordnung.⁷

So waren die Aufgaben, die einem das Leben stellte, früh festgelegt; jeder Freiraum, jede abweichende individuelle Entwicklung wurde, wenn nötig, unterbunden, um die festgefügte soziale Ordnung des Dorfes zu erhalten. Jeder Ordnungsverstoß, jede Abweichung von den Regeln bedeutete eine Bedrohung der eigenen Existenz, Verlust an Nahrung und die Gefahr, aus der dörflichen Gemeinschaft ausgestoßen zu werden. Deshalb wurden Regelverstöße vermieden. Mehr noch, das Verhältnis zur Natur und damit zu der davon abgeleiteten, naturwüchsig erscheinenden bäuerlichen Ordnungswelt hatte nahezu religiösen Charakter. Die Natur war fast so etwas wie ein metaphysisches Subjekt, an dem sich niemand »versündigen« wollte, weil sie sich auch jederzeit verweigern oder rächen könnte (Inhetveen, Blasche 1983, 68). Die natürliche Ordnung war zugleich eine moralische und gab die Art und Weise der Arbeitsvorrichtungen vor. Einmal brach Luisa das Naturgesetz. Eine ungeheuerliche Tat, ein Verstoß gegen die sonst unumstößliche Ordnung:

Luisa: Do harre mer noch Deckwärts stegge, do harre mer su en Dreck! So en Dreck offem Ägger, wu der hie solde, do warnn mer en Merjed do med zwaa Gespann Kieh en hoa der geääd. Der Dreck hoa mer nur geääd!! Denge moal, du gläbsd goar nid, dess dos moeglich wier!!! Joa mer harren do doch gebrochd...

Un aach gesteggd un do harre mer so gurren Deckwärts, jaa. Inset Ongel Feldes do ouwwe, die harre ewwer ins Deckwärts.

Der woar - die Läire harre doch scho lengsd gesteggd, dos woar doch spiere! Scho, wie mier noch droh warnn!

Da hatten wir noch Steckrüben stecken, da hatten wir so einen Dreck! So einen Dreck auf dem Acker, wo der hin sollte, da waren wir eines Morgen dort mit zwei Gespann Kühe und haben geeggt. Den Dreck haben wir nur geeggt!! Denk mal an, du glaubst gar nicht, daß das möglich wäre!!! Ja, wir hatten ihn dann doch gebracht...

Und auch gesteckt und dann hatten wir so guten, Steckrüben, ja. Unser Onkel Feldes da oben, die hatten über uns Steckrüben. Der war - die Leute hatten doch schon längst gesteckt, das war doch spät! Schon, wie wir noch dran waren!

Luisa: Wäüde, du mußdesd joa dos Werg no nah mache, s'woar ja aach nimmed do, der ins hilf.... en do wär ich noch, dess mer honnerd-foffzich fo dem griene Werg, dos woarn... Kalksalmonsalpeter woar das - harre mer en schwere Sagg, dos warnn immer foffzich Pond, die hohn ich do droff gestrahd. Un wäüde woas!? Mer harre Deckwärts - mer harre Deckwärts besser wie inser Ongel ewwer ins! Gläbsd dos? Ja, du lachsd, dos äes aawwer woahr!

Weißt du, du mußttest ja das Werk nacheinander machen, es war ja auch niemand da, der uns half..... und da weiß ich noch, daß wir, hundertfünfzig von dem grünen Werk, das war... Kalk-Ammon-Salpeter war das - hatten wir einen schweren Sack, das waren immer fünfzig Pfund, die habe ich da drauf gestreut. Und weißt du was!? Wir hatten Steckrüben - Wir hatten Steckrüben besser als unserer Onkel über uns! Glaubst du das? Ja, du lachst, das ist aber wahr!

Wegen Zeitmangels eggte sie einen Acker nur oberflächlich, ohne ihn zu beackern. In ihrer Not griff sie zu einem modernen Mittel, dem grünen Werk. Sie stockte in ihrer Erzählung und modulierte andächtig: »Kalksalmonsalpeter«. In ihrer Beschreibung erhielt es die Funktion eines »grünen« Zau-

bermittelt, das die Naturgesetze aus den Angeln hob und ihnen zur Ernte einen besseren Ertrag als dem Feldnachbarn besicherte.

Diese Szene reihte sich ein in eine Folge von anderen Szenen, in denen wie durch ein Wunder die Ordnung als absolutes Gesetz aufgehoben wurde. Diese »Wunder«-Geschichten waren eine Gegenwelt zu der als eng, unausweichlich und schicksalhaft erlebten bäuerlichen Welt, aus der Luisa ein Ausbrechen unmöglich schien.

Nachdem wir uns die Eckpfeiler in Luisas Denkkonstruktion vergegenwärtigt haben - die genealogische und räumliche Verortung zu einer weitverzweigten Verwandtschaftslinee und in ein bestimmtes Haus sowie die Gesetzmäßigkeit des Lebens, das als natürlich vorgegeben schien - und ihre Ordnung der Dinge erkannt haben, kommen wir mit dieser Szene zu den Ordnungsverstößen in Luisas ErzählpWelt, die überraschenderweise den größten Teil ihrer Erzählinhalte ausmachte. Luisa, die so sehr in ihrer Ordnungswelt verhaftet war, erzählte mehr von Ordnungsverstößen als von allem anderen. Ausgehend von den Konflikten und Brüchen, die mit einem Ordnungsverstoß einhergingen oder versteckt dahinter lagen, nähern wir uns den entscheidenden Fragen:

Was war in Luisas Geschichten und Gedanken in Unordnung geraten? Wie ging sie mit einem Ordnungsverstoß um? Über diese Konfliktsituationen und Bruchstellen treffen wir auf eine latente bis unbewusste Tiefenstruktur in ihrem Inneren, in der Denkverbote, Tabus und Widerstände versteckt ihren Raum haben.

DAS BÖSE UND DAS GUTE, DIE UNORDNUNG UND DIE ORDNUNG

In Luisas Lebenswelt gab es Ordnungsverstöße, die wir unter »das Böse« fassen können und die immer tödlich ausgingen; es gab Ordnungsverstöße, die wir unter »das Gute« fassen können und die wie

durch ein Wunder oder Zauberei gut ausgingen, und es gab Ordnungsverstöße, die einherkamen mit dem Einzug der Moderne in ihre geschlossene Welt.

Das Böse

In einer irritierenden Weise reihte Luisa Todesgeschichte an Todesgeschichte. Immer wieder, oft zu meinem großen Entsetzen, wurden junge Menschen aus dem Leben gerissen, häufig in spektakulärer Weise. Niemand in ihren Geschichten war vor dem Tod gefeit. Dem natürlichen Zyklus von Werden, Vergehen und Wiederkommen wurde radikal ein Ende gesetzt. Schauen wir uns die tragischen Dramen näher an und lernen wir das Fürchten:

Eine schöne rotwangige Frau, deren blühendes Aussehen ewiges Leben verhiieß und die kurz vor ihrer Heirat mit ihrem Liebsten stand, starb - als Gegenmetapher zu den blutroten Wangen - an einer Blutvergiftung. Ein quicklebendiges Mädchen, kurz vor dem Schritt in das ersehnte Erwachsenenalter, tummelte sich eben noch im Rosenauer Badeweiher, verlor erst sein Bein und dann das Leben. Glückliche, gemeinsam ihrem Tagwerk nachgehende Familien blieben ebenfalls nicht verschont.

Beim Bucheckerernten fiel der Mann vom Baum, Frau und Kind zu Füßen. Bei seiner Beerdigung meinte man, so Luisa, »daß die Steine schreien müßten«. Ein kleiner Junge hing während des Versteckspiels plötzlich erhängt am Dachbalken einer Scheune; ein toter Säugling wurde kurzerhand seiner toten Oma in den Sarg gelegt; mehrere junge Männer starben bei Verkehrsunfällen, und es gab den Heinrich, der des Nachts neugierig einen Verkehrsunfall beobachten wollte und dabei unvermittelt tot umfiel. In der Messerstecherepisode wurde »ein feines Weibsmensch«, von ihrem Mann, das verlangte Scheidungsjahr getrennt lebend, von diesem auf brutale Weise ermordet. Er erstach sie mit dem Messer, verfolgte die

herbeieilende Schwiegermutter mit den Worten, auch sie käme gleich dran.

Die Schattenwelt Luisas, in der es unumstößliche Ordnungsverstöße gab, stand für bleibende Unordnung. Es regierte das Böse in Gestalt des Todes: alle Lebendigkeit wurde ausgelöscht in diesem Extrem einer zerstörerischen Wut, die völlig unerwartet aus dem Nichts in das Leben der Opfer trat und diese vernichtete. Nach der Geburt kam die Liebe in Form einer Heirat oder eines Verhältnisses, dann trat nahezu schlagartig der Tod ein und löschte alles aus. Ein Leben einer gelebten Liebe oder einer glücklichen Ehe kam in ihren Geschichten nicht vor.

Nachdem sie mir im zweiten Gespräch kurz hintereinander drei früh durch tragische Unglücksfälle verstorbene Menschen vorgestellt hatte, fragte ich bei der nächsten Erzählfigur, der Geschichte über eine Nachbarin, recht lapidar, ob diese auch gestorben wäre. »Nein, die nicht, aber ...« und ohne Pause folgten weitere Todesfälle. Als ich das Gespräch transkribierte, mußte ich an dieser Stelle schallend lachen, weil es so sarkastisch anmutete. Beispielhaft verdeutlicht diese Szene zwischen uns ihren Erzählstil und die Erwartungshaltung, die ich mittlerweile erworben hatte:

Interviewerin: Awwer dos woar nid gestärwe, oder?

Aber das war nicht gestorben, oder?

Luisa: Nä, z' Jakobbs nid. Dem äes herno der Mann gestärwe, med 54 scho gestärwe, un dann der Brurer! Der, der woar doch ertränkt ie der Boahrewann. Wann, ie welchem Joahr woed dos da geweese säi? Der äes doch, der häd doch gebod, un ezd wär äich nid ob dos su, wie häse die Leidunge da, die, die, wie soll ich sah, die, dos häds scho mie gegewe, desse dud säi ie der Boahrewann. Do häd, wie häsd mer dos da, wos do bassierd? Äich wäiß nid me. Of jeden Fall, der häd do,

hosen de Mondog oersched gefonne, do woare dud ie der Wann.

Nein, das Jakobs nicht. Dem ist nachher der Mann gestorben, mit 54 schon gestorben und dann der Bruder! Der war doch ertränkt in der Badewanne. Wann, in welchem Jahr wird das denn gewesen sein? Der ist doch, der hat doch gebadet, und jetzt weiß ich nicht, ob das so, wie heißen die Leitungen denn, die, wie soll ich sagen, die, das hat es schon mehr gegeben, daß sie tot sind in der Badewanne. Da hat, wie heißt man das denn, was da passiert?

Ich weiß nicht mehr. Auf jeden Fall, der hat dann, haben sie ihn am Montag erst gefunden, da war er tot in der Wanne.

Wie ging Luisa in ihren Geschichten nun mit diesen Ordnungsverstößen um?

Immer dann versuchte Luisa fast zwanghaft mit äußerst komplizierten Ordnungsleistungen, wie ihre immer wiederkehrenden, anstrengend endlosen Genealogien, oder langen Zahlenvorträgen über Jahreszahlen- und Klafferberechnung die natürliche Ordnung wiederherzustellen. Ihre Figuren wurden einer rituellen Handlung gleich, in deren Gefüge des Familiennetzes verortet. Böses wurde mit der Herkunft, »das war in der Familie schon immer so«, erklärt. Damit hatten sie ihren eindeutigen Standort auf der transparenten und überschaubaren Bühne der Dorfföfentlichkeit. Fast mutete es wie Magie an, wenn Luisa in einer Art Gegenbewegung zum Ordnungsverstoß die Ordnung wieder zurechtrückte. Ein »außer der Reih' Getanze«, wie sie sagte, gab es für sie nicht. Ihr größtes Bestreben war es, die Geschichten im Erzählen so aneinanderzureihen, daß sich alles zusammenfügte und nichts Unpassendes die gewohnte Ordnung störte. Das schlug sich in der besonderen Erzählweise nieder: Die gleichförmigen Wiederholungen der elementaren Szenen klangen wie ein wiederkehrender Refrain eines langen Liedes, eines Nibelungenliedes des Breidenbacher Grundes; ihre »Sippen«-sagen und personalisierten Geschich-

ten folgten dem Zyklus von Geburt, Leben und Tod. Menschen und Geschehnisse wurden in Raum und Zeit verortet, die Welt als organisches Gefüge zurechtgerückt. Sie war wieder heil, die Unordnung von der Ordnung überdeckt, und es kehrte Ruhe ein. Alles nahm weiterhin wie gewohnt seinen Lauf. Offensichtlich benötigte Luisa all die Ordnungsverstöße, um sich mit ihren ständigen Ordnungsleistungen der bestehenden Ordnung wieder und wieder zu vergegenwärtigen und diese damit immer fester zu stabilisieren.

Das Gute

Die Lichtwelt in Luisas Erzählungen dagegen stand für eine Ordnung, die sich nach einem Verstoß wie von selbst wieder herstellte. In ihr gab es die Wunder, die der Ausweglosigkeit des Schicksals als leuchtende Hoffnungsschimmer gegenüberstanden. Diese Wunder symbolisierten das Gute und die märchenhaft heile Ordnung der Welt. Ein mutterloser Säugling, der in Todesgefahr schwebte, wurde errettet, weil es Zauberinstrumente gab, um ihn zu füttern. Ein krabbelndes Kleinkind fiel aus dem Bett, derweil sich seine Mutter selbstvergessen das Haar kämmte. Es trug wundersamerweise keinen Schaden davon, und der herbeigerufene »Urwalddoktor« als höhere Instanz bestätigte, daß alles in Ordnung war. Ein Held in ihren Geschichten, ein Zimmermann, konnte Häuser versetzen und Dächer heben, für sie Wunderwerke, die wie von Zauberhand geschahen.

Die letzte Wundergeschichte wie auch die des »grünen Zaubermittels« gehörten zu den technischen Erneuerungen, die im Zuge des Modernisierungsprozesses allmählich zur Alltäglichkeit wurden. An diesen Erzählsequenzen können wir exemplarisch sehen, wie Luisa den Einzug der Moderne mit all den technischen Neuheiten, »neumodischen Werken« und mechanischen Apparaturen subjektiv verarbeitete. Ein unerwartet glückender Regelbruch in Luisas

unumstößlicher Ordnungswelt konnte nur als ein Wunder integriert werden. Anders konnte sie es sich nicht erklären.

DIE GEHEIMNISSE

Meine Fragen dagegen, die ich nach solchen Erzählszenen manchmal stellte, die Frage nach dem »Warum«, wurden von ihr nicht beantwortet. Genauer gesagt, ihre Art der Beantwortung lief quer zu meinen Erwartungen. Es war, als würde sie eine mir verständliche Antwort verweigern. »Warum«-Fragen klammerte sie aus. Entweder verortete sie, wie wir wissen, die Figuren in deren Generationennetz. Im günstigsten Fall antwortete Luisa auf eine »Warum-Frage« von mir mit »Ich weiß nicht«:

Interviewerin: Ich wäß noch, derr inse Hannche, wann e Nocht foed woar, e Nocht foed mussde als Soldode, dess dos, wollem de Hand nid gewe. Dos hohn ich mer behahn.

Ich weiß noch, daß unser Hannchen, wenn er eine Nacht fort war, eine Nacht fort mußte als Soldat, daß das, wollte ihm die Hand nicht geben. Das habe ich mir behalten.

Interviewerin: Hmhm

Luisa: Obses da gedoh häd, ich wäß gor nid meh.

Ob es es dann getan hat, ich weiß gar nicht mehr.

Interviewerin: Werim da nid?

Warum denn nicht?

Luisa: Dos wär ich nid! Wolls nid gewe.

Das weiß ich nicht! Wollte es nicht geben.

Interviewerin: Na, ja, entweder wolls nid, derre foedgoed -

Na ja, entweder wollte es nicht, daß er fortgeht -

Luisa: Foedging viellächd? Wäß aach nid.

Fortging vielleicht? Weiß auch nicht.

*Interviewerin: Oder s'woar ärjerlich offen?
Oder war es ärgerlich auf ihn?*

*Luisa: (lacht): Och wäiß nid.
Ach, ich weiß nicht.*

Mit dem zögernden und doch abschließenden »Ich weiß nicht« widersprach Luisa ihrer manifesten Selbstzuschreibung als »Wissende«, die »sich alles behalten« konnte.

Oft wechselte Luisa das Thema auf eine »Warum-Frage« hin und führte ein inhaltlich gänzlich neues, vieldeutiges Bild wie z. B. die all ihre Erzählungen durchziehende Wasser- und Waschmetapher ein. Ich wußte, daß Luisa ledig und mit ihrer ebenfalls ledigen Schwester im Elternhaus geblieben war. So fragte ich im Laufe der Gespräche einmal nach:

*Interviewerin: Ja, en du besd doch lerich,
oder häsd du gehoirod?
Ja, und du bist doch ledig, oder hast du
geheiratet?*

*Luisa: Äich sai lerich.
Ich bin ledig.*

*Interviewerin: Wollsde nid hoiarde?
Wolltest du nicht heiraten?*

*Luisa (leise): Och äich woar ach nid su
gesond. Mäi Schweesder ach nid.
Ach, ich war auch nicht so gesund. Meine
Schwester auch nicht.*

*Interviewerin: Wie, weil ihr immersu dinn
woar, oder?
Wie, weil ihr immer so dünn wart, oder?*

Luisa: lacht

*Interviewerin: Oder werim?
Oder warum?*

*Luisa: Och - dos had sosd e Leiden.
Ach - das hatte sonst ein Leiden.*

Luisa lachte verhalten, ich hatte sie durch meine Frage wohl in Verlegenheit gebracht und eine Grenze überschritten. Es entstand ein längeres Schweigen, die Cassette war zu Ende, und ich mußte sie wechseln. Ungewohnt hartnäckig nahm ich die Frage nochmals auf:

*Interviewerin: Ja, woar dei Schweesder
aach krank?
Ja, war deine Schwester auch krank?*

*Luisa: Dos woar doch nervlich goar nid su
fesde.
Ja, das war doch nervlich gar nicht so fest.*

Und wieder entstand ein längeres Schweigen, die Frage blieb unbeantwortet und bis zum Schluß eines der vielen Geheimnisse, die Luisa für sich behielt. Ich wagte mich in meiner Neugierde nicht mehr weiter vor. Unvermittelt begann Luisa daraufhin:

*Luisa: Oesse Martha woll noch Forhäng-
wesche haure owed, ens Marieche woll
noch komme. Se wolle da noher, wolle se
noch poar offhenge. Vorheng säei mer ohm
Wesche dro.
Unsere Martha wollte noch Vorhänge wa-
schen heute abend, und das Maria wollte
noch kommen. Sie wollten nachher, wollten
sie noch paar aufhängen. Vorhänge sind wir
am Waschen dran.*

Damit war Luisa wieder auf sicherem Terrain. Saubere Vorhänge wurden vor die Fenster gehängt und boten Schutz vor fremden, vor eindringenden Blicken. Der Vorhang fiel direkt vor meinen Augen herunter, das Bühnenbild wurde geschlossen, und das Theaterstück war vorbei.

Offensichtlich gab es die Frage nach dem Warum in ihrem Denken nicht. Ihre Denkbewegung endete in der Figurenverortung oder einem geheimnisvollen Rätsel und unterschied sich dabei deutlich von meiner,

die eher psychologisierend nach kausalen Zusammenhängen fragte und mehr wissen wollte.

In solchen Momenten stockte das Gespräch, es entstand ein Verständigungs- und Kommunikationsproblem zwischen uns. Meine individuumszentrierte Ordnungsleistung fragte nach der (psycho)logischen Verknüpfung kausaler Zusammenhänge. Wenn ich gewußt hätte, aus welchem Milieu der oder die jeweilige Protagonist(in) ihrer Geschichte stammte, wie ihre Kindheit verlaufen wäre, hätte ich mir den weiteren Verlauf ihres Lebens und die Beweggründe ihres Handelns bestimmt erklären können und wäre am Ende dieser Denkbewegung ebenfalls beruhigt gewesen.

Was hat es nun mit Luisas vieldeutigen Bildern auf sich, die mich mehr verwirrten, als daß sie Klarheit schufen? Wie können wir uns ihre Geheimnisse erklären, die als ungelöste Rätsel ihre Geschichten durchzogen und die mich dazu bewegt hatten, ihrer Denkkordnung auf die Spur zu kommen?

DIE BILDERSPRACHE, DIE GEHEIMNISSE UND DIE ALTE DENKKORDNUNG

Mit diesen Fragen kommen wir zu Luisas besonderer Erzählweise, mit der sie ihre Denkkordnung in Worte kleidete. Anhand der wenigen Geschichten aus Luisas Repertoire, die uns bislang begegnet sind, wird ihre ausgesprochen poetische Sprache erkennbar.

Schreiende Steine, Zauberinstrumente, ein Doktor, der aus dem Urwald kam, und ähnlich magisch-wunderliche Dinge waren in Luisas märchenhaft getönter Erzählwelt vorstellbar. In all ihren Geschichten war ihre außergewöhnliche Sprechweise präsent: es war eine Bildersprache, die mit Metaphern arbeitete und dadurch sehr affektgeladen und mythologisch aufgeheizt war.

Hören wir uns folgende Geschichte von einem heimgekehrten Soldaten an als Ant-

wort auf meine Frage, wie sie denn den Krieg erlebt hätte.

Luisa: Der had sich gemeld, solde sich melln, mußde sich aach noch melln, wanner dehäim wearn. Do warre se woerrerr fresch, häd boahle gesahd, registriert, härre ich boahle gesahd. Do, do mußde se foed nohme se med ie Gefangenschofd. (...)

Der hatte sich gemeldet, sollte sich melden, mußten sich auch noch melden, wenn welche zu Hause waren. Da wurden sie wieder frisch, hätte bald gesagt, registriert, hätte ich bald gesagt. Da, da mußten sie fort, nahmen sie mit in Gefangenschaft. (...)

Interviewerin: Hmhm

Luisa: Un do had der, der Dommhäire gemochd, wie se hie obgelangd woarn, do harre sich merem Saggduoch zudedochd, zudedochd harre sich, wie es Owend had wille wearn; en had sossd Dommhäire gemochd, do wearn se scho als hinnerm geweesd.

En wearn se wearn se ewwerm Wesderwald wearnse gefoahrn. Do häd do e Mülderche, häd do o der Strohse gestahne, had do geheult. Keine Angst, härre gesahd, der Kaiser, wie hisseda? Adam, Adam Kaiser: Keine Angst Oma, härre gesahd, mier machen gleich en Gejestoß. (lacht)

Und da hatte der, der Dummheiten gemacht, als sie hier abgeholt wurden, da hat er sich mit dem Taschentuch zugedeckt, zugedeckt hatte er sich, als es Abend wurde, und hat sonst auch Dummheiten gemacht, da wären sie schon dauernd hinter ihm gewesen.

Und wären sie, wären sie über den Westerwald wären sie gefahren. Da hätte da ein Mütterchen an der Straße gestanden und geheult. Keine Angst, hätte er gesagt, der Kaiser, wie hieß er denn? Adam, Adam Kaiser: Keine Angst Oma, hat er gesagt, wir machen gleich einen Gegenstoß! (lacht)

Wenn wir das Bild, das Luisa aufzeichnete,

in uns nachklingen lassen, ist hier fast alles versammelt: Adam, der erste Mensch, seines Zeichens ein Herrscher, ein mächtiger Mann, ein Kaiser, der sich mit einem Taschentuch statt eines Feigenblattes zugedeckt hat, noch in seiner Niederlage und schon auf dem Abtransport in Gefangenschaft einem Mütterchen in Tränen den männlich aggressiven Gegenstoß verspricht.

So wie in dieser Sequenz verdichtete Luisa oft eine ganze lange Lebensgeschichte zu einem knappen, aber mehrdeutigen Bild, in dem ihre Mitteilungen über Analogien erfolgten.

Luisas Sprache war kein eindeutiges Benennen, sondern ein Verhüllen, in dem die Dinge des Lebens vieldeutig und verheißungsvoll erschienen. Ihr Erzählstil zeichnete sich dadurch aus, daß sie eine konkrete Wirklichkeit eher lakonisch beschrieb und sie dann durch ein Bild öffnete. Damit blieb alles geheimnisvoll, schwebend und durchlässig:

Luisa: Hädse verzahld, oesse med dem Fadder ie de Erle, sah mir, dos oes - ähm... - no Uwwernweire zu. Oes dos. Do harre mer su e groß steck Feld. Un do hädse frijer med dem Fadder, mier sah als Aadicher, wär ich nid, ob de wäißd, wos dos äes. Also Wasser fange ie de Ägger, also Grouwe mache, goelle, en Rohrn leje.

Hat sie erzählt, ist sie mit dem Vater in die Erle, sagen wir, das ist - ähm... - nach Oberweiden zu. Ist das. Da hatten wir so ein großes Stück Feld. Und da hat sie früher mit dem Vater, wir sagen immer Aadicher, weiß ich nicht, ob du weißt, was das ist. Also Wasser fangen in den Äckern, also Graben machen, goelle, und Rohre legen.

Interviewerin: Hmhm.

Luisa: Dos had se med dem Fadder gemochd, ie der Erle. Denge moal oa! Un wie soll ich sah, do hädse en ahle Rock ie den Bähme henge gehad, den häd se ohgezochte.

Das hat sie mit dem Vater gemacht, in der Erle. Denk mal an! Und wie soll ich sagen, da hat sie einen alten Rock in den Bäumen hängen gehabt, den hat sie angezogen.

Interviewerin: Hmhm.

Luisa: Do woar sche awwer so weid herno, do mußdes awwer wie se noch nid gefreid had, do mußde se scho e Operation, do hadse scho e Onnerleibsoperation. Do hadse scho Malheur. Do mußdese scho no Felsbrecke; oesse obriert ie neunzähonn-erdoch oesse scho oberierd. En ie zeh, häd se gefreid, ie zeh.

Da war sie aber so weit nachher, da mußte sie aber, als sie noch nicht gefreit hatte, da mußte sie schon eine Operation, da hat sie schon eine Unterleibsoperation. Da hatte sie schon Malheur, da mußte sie schon nach Felsbrücken; ist sie operiert in neun-zehnhundertacht ist sie schon operiert. Und in zehn hat sie gefreit, in zehn.

Eine märchenhaft geheimnisvolle Szenerie, die nebelverhangene Erlenlandschaft, Heimat des Erlkönigs, erwacht vor unserem geistigen Auge. Wieder ein Wasserbild: Ein Paar »fängt Wasser«, vielleicht das Wasser des Lebens. Der Rock der Frau hängt weit-hin sichtbar im Baum und flattert im Wind. Irgend etwas, etwas Schlimmes und Unheimliches, ist passiert. Wir können nur ahnen, was es ist. Es bleibt im Nebel verborgen. Am Ende hat die Frau ein »Malheur«. Luisa reizte meine Neugier, doch alles wurde nicht verraten. Sie erzählte in der Art, die Michel Foucault (1974, 17) »das ursprüngliche Sprechen« nennt, in dem die »Ordnung der Dinge« auf eine mir teilweise unverständliche, eben auf eine andere Weise konstruiert wurde. Diese Art des Denkens gehört zur »alten Gesellschaft«, mit der die Lebensordnung der agrarisch-handwerklichen Welt bezeichnet wird (Prokop 1989, 283). Es ist ein Denken und Sprechen, das seine Wurzeln im Mittelalter hatte und seit dem 17. Jahrhundert, dem

Zeitalter der Aufklärung nach und nach verschwand. Alle magischen Vorstellungen und Bräuche, die sich nicht an den neuen Grundprinzipien der Naturwissenschaft orientierten, erschienen als unsinniger Aberglauben. Die Grundlage dieser Denkkordnung ist, daß alles im Universum miteinander in Verbindung steht und daß der Mensch sich nur in diesem Band zwischen Himmel und Erde verstehen läßt. Aus der Eingebundenheit des Mikrokosmos in den Makrokosmos ergab sich, daß der Mensch nie auf verlorenem Posten stand, nie nur auf sich selbst angewiesen und einsam gewesen war (Imhof 1985). Der Mensch war sich seiner Verortung gewiß. Mit diesem Denken wurden für uns heute unfäßbare Stabilitäten und Sicherheiten erreicht, denn »unter Modernitätsbedingungen ist kein Wissen mehr dasselbe wie das Wissen im 'alten' Sinne, wonach 'wissen' das gleiche bedeutet wie 'gewiß sein'« (Giddens 1996, 56). Das Kleine spiegelte sich im Großen und umgekehrt. Die Erde war die Wiederholung des Himmels, es gab so viele Menschen auf der Erde wie Sterne im Himmel. Die Ordnung dieser Welt beruhte auf »Ähnlichkeit« in Wesen, Form und Farbe. Die Ähnlichkeiten gingen von Analogien und Sympathien aus, konnten magische Dimensionen umfassen, verborgene Verwandtschaften von Dingen heraufbeschwören und scheinbar beziehungslose Dinge miteinander verknüpfen. Das Rot des Weines ähnelt dem Rot des Blutes, und so schlußfolgerte man, Wein erneuere das Blut im menschlichen Organismus. Der Leber ähnliche Blättchen des Leberblümchens halfen bei Leberleiden, der Augentrost bei Augenleiden, und zur Behandlung von Gelbsucht war gelber Safran wohl geeignet (Foucault 1974, 46ff). Es sind Ähnlichkeiten und dunkle Verwandtschaften, die dem heutigen Denken eher fremd sind. Das Belassen im Vieldeutigen ist eine elementare Fähigkeit dieser alten Sprechweise; die moderne Sprache enthält viel mehr definierte Begriffe. Auch wenn Luisa über

Krankheiten sprach, benutzte sie nicht die Worte medizinischer Klassifikationen, sondern die sehr leibhaftig-bildliche Sprache ihrer Zeit (Duden 1987): Ihre Großmutter hatte Herzwassersucht, Hoschters Lina starb an Nierenschlag, dem Hirn ihrer Schwester fehlte es an Flüssigkeit, so daß diese mehr trinken mußte, und sie selbst hatte eine Wanderniere.

Die Spannung und das Unbehagen, das ich während dieser Gesprächssequenzen spürte, ist mit »dem Verlust des gemeinsamen Bodens« zu erklären. Wir verstanden einander nicht mehr: Es fehlten uns verbindende Erklärungsweisen, Denkmuster und -bilder. Gerade »Bilder brauchen eine geschlossene Sozialgruppe als Träger, dann erst kommen alle Stimmungsgehalte und Sinnbezüge eines Bildes voll ans Licht« (Hain, 1951, 92).⁸ Luisas fabulierende Sprache blieb in dieser Vieldeutigkeit und dem Geheimnisvollen. In den scheinbaren Mißverständnissen und Verständigungsschwierigkeiten zwischen uns manifestierten sich die Veränderungen der Denkkordnungen und der »fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte und die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen« (Foucault 1971, 22). Wir sehen, daß sich der Strukturwandel im Laufe der Modernisierung nicht nur in objektiven, sichtbaren Strukturen verdeutlicht, sondern ebenso in subjektiven, versteckten Strukturen. Er schlägt sich auch als eine das Alltagsbewußtsein formende, Veränderung der inneren Lebenswelten nieder. Scheinbar unberührt vom aufgeklärten-rationalistischen Weltbild des 19. und 20. Jahrhunderts fanden sich bei Luisa noch Reste dieser alten Denkkordnung, die auch »Märchendenken« genannt wird, in dem die »Enge des Gesichtskreises seiner Erzähler« durch die »jenseitige Wunderwelt« überwunden wurde. »Integrierte sich die enge heimatliche Welt zuvor in die Tiefe, so wird sie jetzt zur Ganzheit in der Weite« (Bausinger 1958, 232, 245-247). Jene sinn-

liche Nähe von früher, in der sich alles in Sichtweise des Kirchturms befand, ist heute in der multimedialen Welt weitgehend einer abstrakten, entsinnlichten, teils nur vorgetäuschten Nähe gewichen. Heute wird weltweit an der Errichtung einer virtuellen Heimat und eines globalen Dorfes gearbeitet.

Fassen wir zusammen: Neben einer Hüterin des Wissens war Luisa eine Erzählerin, die in einer Bildersprache fabulierte, was mir wiederum eine sachliche Aufschlüsselung des Erzählten und der Ereignisketten erschwerte. Mit ihren Bildern gab sie mir Rätsel auf und sprach bestimmte Dinge nicht aus. Sie war in ihren Geheimnissen daheim. Die alte Denkkordnung, die Luisa repräsentierte, stützte sich geradezu auf Geheimnisse, die es zu bewahren galt. Ich dagegen wollte in meiner (wissenschaftlichen) Neugierde ihre Geheimnisse lüften. Ihre Sprache war wie ein Fingerzeig, meine Fragen zielten auf ein Urteil. Ihre Bilder öffneten Räume, meine wissenschaftliche Vernunft wollte Verbindungen festgeklopft wissen und letztlich damit Räume (Schubladen) verschließen. Geheimnisse waren für Luisa weniger dazu da, sie zu verstehen und zu begreifen, sondern sie zu bewohnen. Sie waren wie ein Dach über ihrer Seele. Ein unsichtbares Dach, das sie schützte und das nicht einmal einer der Helden ihrer Geschichte, der Zimmermann, heben konnte.

DAS VER-RÜCKTE HAUS

Betrachten wir die Geschichten um diesen Helden etwas genauer. Die Hausversetz-Szene wurde von Luisa immer wieder erzählt, insgesamt dreimal und immer dann, wenn es vorher um die ausweglose Beschränkung in ihrem Leben ging:

Luisa: En dos hoa die folgendermaßen, die hoa dos Haus, tja, dos ka ich der garnid erklärn, dos hoa die provisorisch dos ganse Gebäude, dos ganse Gebälg, also ohm

Haus all z'sohme gesahsd! Z'sohme gesahsd, z'fertiche Haus! Dos gläbsde nid! Hie uwwwe im Saäjewerg harre se dos gemochd. En do hoses herno, ja, wie sahn ich da, wose do fier Geräte all hoa musde, Stapler en wäer äich wo se...

Und das haben die folgendermaßen, die haben das Haus, tja, das kann ich dir gar nicht erklären, das haben die provisorisch das ganze Gebäude, das ganze Gebälg, also am Haus alles zusammengesetzt! Zusammengesetzt, das fertige Haus. Das glaubst du nicht. Hier oben im Sägewerk haben sie das gemacht. Und da haben sie es nachher, ja wie sage ich da, was sie da für Geräte all haben mußten, Stapler und weiß ich, was sie...

Interviewerin: Ja.

Luisa: Da hoses befoerderd, wie, dos wäer äich nid. Su no Uwwernweire befoerderd! Gläbsde nid, har äich im Lääewe noch nid gehoe und gesieh, des mår su oud mache ka!

Da haben sie es befördert, wie, das weiß ich nicht. So nach Oberweiden befördert! Glaubst du nicht, hab ich im Leben och nicht gehört und gesehen, daß man so etwas machen kann!!

Interviewerin: Och joa, en da hoses do werer genauso hiegestahld?

Och ja, und dann haben sie es da wieder genauso hingestellt?

Luisa: Hiegestahld. Wie dos gegange häd, kann äich nid schildern. Äich hoas ja nid geseh. Äich kas blus erzehn. Dos hädde wahrschäeinlich sich gelohd fier den, der geguggd häd! Wie dos im Begriff woar!

Hingestellt. Wie das gegangen ist, kann ich nicht schildern. Ich habe es ja nicht gesehen. Ich kann es bloß erzählen. Das hätte sich wahrscheinlich gelohnt für den, der geguckt hätte! Wie das im Begriff war!

Interviewerin: Ja, ja.

Hier erschien plötzlich das Phantasma eines Hauses, das auf rätselhafte Weise von seinem Ort bewegt wurde, in diesem festen Band aus unverrückbaren Häusern der Generationen, Familien und Geschlechter. Die Translokation eines Hauses, die schon zu Luisas Zeit und der Zeit ihrer Eltern bekannt war, ist nicht das eigentlich irritierende Moment, sondern die Häufigkeit und Verve, mit der sie diese Geschichte immer wieder hervorholte. Die heute alltägliche Montage eines Fertighauses, das ab Werk zu seinem Standort zwei Dörfer weiter transportiert wird, wurde in ihrer Schilderung zu einer unglaublichen, wundersamen Sache: »Glaubst du nicht, hab ich noch nicht gehört und gesehen, daß man so etwas machen kann!!« Man könnte lapidar sagen, Luisa wunderte sich darüber, daß es heute möglich ist, Fertighäuser im Werk zu montieren und als Ganzes an ihren Ort zu transportieren. Aber so erzählte sie es nicht. Jedesmal belegte sie den Helden der Geschichte, einen Zimmermann aus dem Nachbarort, mit Attributen, die ihm fast schon übermächtige Kräfte verliehen: Er war ein Held, der »tüchtige Zimmermann« und »fürchterlich gute Arbeiter«, der »erste Mann da oben auf dem Zimmerplatz«; der »Hauptmann«, der bei allen schwierigen Bauangelegenheiten gerufen wurde. Er hätte ihnen beim Abreißen des Dachstuhles geholfen und dabei für zwei gearbeitet. Bei der Dacherweiterung des Hauses ihres Nefens in Nürnberg sei alles schiefgegangen, und da hätte er sogar bis dorthin fahren und die verfahrenene Situation retten müssen. Er hätte es wieder mal ganz alleine gemacht. »Wenn was Kritisches ist, dann muß der herbei. Dann muß der die Situation retten!«, wiederholte Luisa mehrmals. Er wäre ein kluger Mann und hätte Köpfchen: »Denk mal an, was es für gescheite Leute gibt«, sagte Luisa bewundernd. Er wüßte »sich fürchterlich zu helfen«. Beachten wir das Attribut »fürchterlich«. In ihm liegt die Ungeheuerlichkeit, die Anmaßung der Handlung verborgen. Ungeheuerlich ist die

Handlung deshalb, weil sie die ihr bekannte Ordnung aufhob. Mitten in dieser feststehenden Ordnung aus Häusern und Familien, in denen Luisas Lebenswelt und sie selbst über Generationen hinweg einen festen Platz hatten und verortet waren, erschien hier das verrückte Haus, das die alte Ordnungswelt aus den Angeln hob und seinen Standort wechselte. Sie, die diese Handlung selbst nicht gesehen hatte, »schilderte«⁹ eine märchenhaft anmutende Szene, in der ein Held alle Hindernisse überwindet und die natürliche Ordnung der Welt wiederherstellt. Die Geschichte war aber auch ein Bild des fortschrittsbedingten Wandels, der in Gestalt des Zimmermanns daherkam und dank dessen (Zauber-)kräfte gut ausging und nicht wie andere Ordnungsverstöße böse endete. Irgendwann im Laufe der Modernisierung überstieg es offensichtlich Luisas Möglichkeiten des »Begreifens«. »Begreifen« meint hier eine sinnlich-unmittelbare, faßbare Form des Verstehens in einer transparenten Ordnung der Dinge, in der die Lebenswelt noch überschaubar und greifbar nahe war. Die Tatsachenwirklichkeit der modernen Zivilisation wurde von ihr nicht als solche aufgenommen, sondern »ent-rationalisiert« und so wieder Teil des alten Weltbildes und einer wundersamen Geschichte, die nicht an die Bedingungen des wirklichen Lebens geknüpft ist. Eben ein Wunder. Das versetzte Haus steht auch als Bild dafür, daß man in der Zukunft nicht mehr dieses Netz der feststehenden Häuser und Familiengeflechte verfolgen kann, weil die alte Ordnung ihre Gültigkeit verliert. Erinnern wir uns daran, daß der Zimmermann, der dieses Haus verrückte, auch derjenige ist, der die Häuser taufte und ihnen damit eine subjektvolle Gestalt gab. Was sagt diese Geschichte noch über Luisa aus?

Auf einer tieferen Ebene, aber nichtsdestotrotz sehr gegenständlich, drohte für Luisa angesichts eines Ordnungsverstoßes die »psychische Unbehautheit«. Das Haus als

Hort ihrer Familie und als Bild für ihr festgefügtes Denkgerüst könnte ver-rückt werden wie in der Geschichte vom Zimmermann. Dann wäre sich Luisa ihrer Selbstvergewisserung nicht mehr sicher gewesen, ein Identitätsverlust hätte gedroht, der feste Boden unter ihr und der Bogen des Himmels über ihr wären ins Wanken geraten. Die Welt hätte kopfgestanden. Nichts hätte mehr gestimmt, woran sie sich hätte halten können.

Wovor also hatte Luisa Angst? Was versuchte sie mit ihren rhythmisierten Geschichten, ihren unermüdlichen Ordnungsleistungen und ihrer Bildersprache immer wieder zurechtzurücken?

Es war die Angst, im Denken irrezugehen, die Angst ver-rückt zu werden. Luisas Konflikt mit der Neuordnung der Dinge in der Moderne klingt an. Die Geschichte des ver-rückten Hauses zeigt symbolisch, daß Luisa selbst Angst hatte, die alte Ordnung fiel in der heutigen Zeit auseinander, bräche zusammen und damit auch sie. Sie hatte Angst, daß ihr Denkgerüst wie das Haus ver-rückt werden könnte durch nicht begreifbare Mächte der Moderne von draußen.

Früher, erzählte sie, seien die Verhältnisse anders gewesen: Heute würden Bauern keinen Gegenwert mehr für eine reiche Ernte von ihrem Grund und Boden erhalten, sondern Geld für Ackerflächen, die sie brachliegen lassen würden, wie ihr Neffe:

Luisa: Do kräjese Geld, wennse läje lisse.
Da bekamen sie Geld, wenn sie es liegen ließen.

Interviewerin: Wenn mer nix mächd?
Wenn man nichts macht?

Luisa: Ja, ja, dos mussde dea moal ewwerleje! Stoehd alles offem Kopp!
Ja, ja, das mußt du dir mal überlegen! Steht alles auf dem Kopf!

Interviewerin: Also fiers Nix-Äarwe krid mer Goeld?
Also für das Nix-Arbeiten bekommt mal Geld?

Luisa: Stoehd alles offem Kopp! Gläbsde nid? (seufzt) Als, als deawerschd!
Steht alles auf dem Kopf! Glaubst du nicht? (seufzt): Immer fort, immer fort, durcheinander!

Für Luisa »steht damit alles Kopf« und geht »immerfort deawerschd« weiter. Der Dialekt Ausdruck »deawerschd« ist nur unzulänglich mit »durcheinander« übersetzt. Es ist eher ein Bild für zwei Dinge, die über kreuz und gegeneinander laufen in eine sinnlose Unendlichkeit hinein.

LUISAS LÖSUNG

Die Lebenswelt heute erschien Luisa so »vielseitig«, daß es ihr kaum möglich war, alles immer wieder aufs neue in Ordnung zu bringen und durch ihre Ordnungsleistungen - entweder durch ihre rhythmisierten Wiederholungen der ewig-gleichen Geschichten, ihre Verortung der Unwägbarkeiten und Ordnungsverstöße in feststehende räumliche Bezüge und ihre Integration des Rätselhaften in ihr altes Weltbild - zurechtzurücken. Ständig drohte ihre Denkkordnung durch die neuen Wirklichkeiten von draußen ver-rückt zu werden und zusammenzubrechen.

Luisa: Wäße, alleweil gehd alles su, oes alles su vielseitich. Die Leire, die bringe dos gor naud meh all, wose z'bringe härre, gläbsde dos?

Weißt du, alleweil geht alles so, ist alles so vielseitig. Die Leute, die bringen das gar nicht mehr alles, was sie zu bringen hätten, glaubst du das?

Luisa stand die alte Denkkordnung noch zur Verfügung, um damit ihre Lebenskonflikte lösen zu können. Ihre Lebenslösung war ihre Fähigkeit, sich die alte Denkkordnung

mit ihrer poetischen, rätselhaft-magischen Wirklichkeit wie eine zweite Haut überziehen, um sich selbst vor einer ver-rückten Ordnung zu schützen und sich ihrer Haut erwehren zu können.

Hier treffen sich die kollektive Ebene der alten Denkkordnung und die individuelle Ebene der persönlichen Abwehrstrategie: Zu viel Wissen und in alle Geheimnisse eindringen war für Luisa ein bedrohlicher Zustand, vor dem sie sich schützen mußte, um nicht ver-rückt zu werden. Die ver-rückte Ordnung ist individuell als Angst vor einer psychischen Auflösung und in ihrer kollektiven Entsprechung als Angst vor der nicht mehr begreifbaren, komplexen Neuordnung der Dinge durch die Moderne zu deuten. Die Art und Weise, in der es Luisa gelang, ihr Lebensdasein mit all seinen Veränderungen zu erfassen, ist als eine Form der kulturellen Aneignung zu verstehen, in der sie das Alte und Traditionale nicht über Bord warf, sondern als erprobtes Rezept für eine Gegenwart unter anderen Bedingungen übernahm (Scharfe 1973, 136).

Der Preis ihrer Lebenslösung waren Luisas innerer Rückzug und die Spaltung der Welt in ein Drinnen und Draußen, in eine Licht- und Schattenwelt. Sie selbst wagte nicht, gegen die auferlegte Ordnung zu verstoßen, und blieb an ihre Familie in einer eher kindlichen Abhängigkeit gebunden. Diese Familie gab ihr den sicheren Rahmen, der ihre Ordnungswelt aufrechterhielt. Ihre Angst galt dem Draußen, wo die »neumodischen« Dinge, die ver-rückten Dinge, das Chaos ihre innere Struktur zu überwältigen drohten. Luisas Lebensort war der einer Beobachterin und Erzählerin. Sie war die Zuschauerin, die das Gesehene oder Gehörte zu reichen inneren Bildern verwob. Wie wahre Erzählerinnen hielt sie sich heraus aus dem richtigen Leben. Allenfalls stellte sie ihr Wissen in dem »Übergangsraum« der Verwandtschaft vor. Durch den Kontakt mit mir wagte sie sich aus ihren Räumen

heraus. Wichtig, geradezu überlebensnotwendig, war ihr die Weitergabe des Wissens um die Ordnungen an mich, denn sie selbst hätte ohne dieses Wissen um die alten Ordnungsstrukturen nicht überleben können. Es war ihr ein großes Anliegen, daß ich sie verstand und ihr Wissen weitergab, damit der Wissensbestand über die zukünftigen Generationen hinweg erhalten blieb. So konnte sie, ledig und kinderlos, am Ende ihres Weges stehend, in einer anderen Art der Intergenerativität ihr Erbe an eine jüngere Frau weitergeben, von der sie wußte, daß diese es nicht für sich behalten würde.¹⁰ Damit trat auch sie in den zyklischen Reigen ein, der ihre Denkkordnung bestimmte. Hier erhielt ihre Botschaft eine kulturelle Dimension, denn ich gehörte für sie zur anderen Welt, zur modernen Welt, in der mit den alten Ordnungen gebrochen wird, wie Luisa wohl wußte.

Bei unserem letzten Gespräch lag eine wunderschöne Decke auf dem sonst blanken Tisch. Ich bemerkte es. Luisa strich mit ihren Händen darüber. »Zum Abgewöhnen«, sagte sie. Mit meinem Weggang schlossen sich für sie die Türen nach draußen wieder und auch manche Türen nach innen, die sie längst verschlossen glaubte und in den Gesprächen mit mir wieder geöffnet hatte. Es war ein trauriges und wehmütiges Gespräch, geprägt durch den nahen Abschied, der weder ihr noch mir leicht fiel. Lassen wir Luisa »semelierend«¹¹ in der Abenddämmerung am Fenster sitzend zurück, und lassen wir ihre schönen geheimnisvollen Bilder in uns nachklingen.

SOZIALE VERORTUNG HEUTE

In den Gesprächen zwischen Luisa und mir trafen zwei unterschiedliche Denkkordnungen aufeinander. Luisas Denken bewegte sich in den über Generationen festgefühten Bahnen und Grenzen, in denen die soziale Ordnung in auffallender Weise verräumt wurde. In diesem fixierten, auf Ewigkeit angelegten Geflecht verortete sie sich. Hier

war sie daheim, und hier fanden Dinge ihren geheimen Ort, die sie nur in der poetisch-bildhaften Sprache zu »schildern« vermochte. Jeder hatte darin seinen Platz, und es gab keinen Raum für individuelle Abweichungen. Im damaligen Dorf glaubte man nicht an die Gestaltbarkeit des Menschen, und daß einer aus seinem Leben etwas machen kann, etwas anderes, als ihm die Verwandtschaftszugehörigkeit in die Wiege legt, war schwer vorstellbar« (Illien, Jeggler 1978, 88). Man war eingebettet in eine Zukunft, die wie naturgemäß auf einen zukam. In deren vorgeordneter Realität gab es kaum etwas, zu dem man sich persönlich entschließen konnte.

Heute, in der sogenannten Moderne, besteht für den einzelnen ständig die Notwendigkeit, eigene Orientierungsleistungen zur Selbstvergewisserung seines sozialen Ortes und seiner selbst zu bringen. »Die durch die Moderne entstehenden Lebensformen haben uns in ganz beispielloser Weise von allen traditionellen Typen der sozialen Ordnung fortgerissen« (Giddens 1996, 13). In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg haben die Veränderungsprozesse eine besondere Qualität erreicht. Individuen werden freigesetzt aus quasi-ständischen sozialen Bindungen und Traditionen der Klassen, Schichten, Milieus und Verwandtschaftsbeziehungen und Weltanschauungen, die sich im Zuge der Industrialisierung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert aus älteren feudalen, ständischen und bäuerlichen Traditionen noch erhalten konnten. Lebenslagen werden nicht mehr qua Geburt und Geschlecht zugewiesen. Es ist ein historischer Prozeß, der den traditionellen Lebensrhythmus des Menschen, die sogenannte Normalbiographie - bestehend aus den drei Phasen: Ausbildung, Erwerb, Ruhestand - in Frage stellt und auflöst. Normalbiographie wird zur Wahlbiographie. Es ist nichts mehr klar und vorgegeben. Lebenswege sind nicht mehr vorgeebnet. Traditionen zerfallen, Familienbindungen zerbre-

chen. Es werden unglaubliche Anpassungsleistungen an die gesellschaftlichen Veränderungen erwartet: Wohnorte, Arbeitsplätze, Liebesbindungen gelten nur noch auf Zeit. Mit fortschreitender Modernisierung vermehren sich sowohl die Wahlmöglichkeiten als auch die Entscheidungszwänge. Die alten Richtlinien, die früher ungefragt galten, sind in Frage gestellt. Die eigene Identität, die Frage »Wer bin ich« wird zu einer konfliktträchtigen Frage und zu einem Problem, und zwar zum Problem des einzelnen, weil der einzelne »bei Strafe« lernen muß »sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen« (Beck 1983, 59). Tradierte Gewißheiten brechen zusammen, und althergebrachte Selbstverständlichkeiten werden fragwürdig. »Es gibt nicht mehr die selbstverständlichen, gebahnten Lebenswege, die stabilen, mit vielen von Kind an geteilten Weltanschauungen, die festen sozialen Beziehungen, die einfach da sind. Das bedeutet soziale und psychische Destabilisierung« (Bilden 1989, 22, 23). In bisher unbekannter Form ist der einzelne verantwortlich für sein Leben und auch für sein Scheitern. Gesellschaftliche Verhältnisse werden nicht wie früher als gegeben angesehen, sondern als Konsequenzen des eigenen Handelns erlebt: als persönliches Ungenügen, Schuldgefühle, Ängste, psychische Konflikte und Neurosen. Es gibt kein Kollektivschicksal mehr, nur noch Einzelschicksale. Gesellschaftliche Krisen erscheinen als individuelle und psychische werden nicht mehr oder nur noch sehr vermittelt in ihrer Gesellschaftlichkeit wahrgenommen. Die Brüche innerhalb der Generationen, innerhalb der eigenen Lebensbiographie, die Unvereinbarkeit der alten vorgeordneten Denk- und Lebenswelt gerade auf dem Dorf mit der modernen Welt des außerdörflichen Berufs, der Bildung, des Konsums und der Medien und das Verschwinden identitätsstützender Traditionen können

ihren Ausdruck in psychischen Problemen, Orientierungslosigkeit, Gefühlen der Verunsicherung und manchmal Irrealität; kurz gefaßt in Störungen der sozialen und persönlichen Identität finden.¹²

EINE VISION

Moritz K., total individualisiert, freigesetzt aus allen traditionellen Bindungen, frisch getrennt von seiner Lebensabschnittspartnerin, seine berufliche Identität als Schreiner aufgegeben, um sich selbst im Psychologiestudium zu finden, noch intensiv in Selbsterfahrungsgruppen an seiner sozialen Identität als männlicher Mann und einfühlsamer Psychologe arbeitend, kommt nach einer ABM-Stelle in einem Berliner Brennpunkt ins Hinterland. Hier in der Beratungsstelle trifft er Luisa, die von einer Freundin der Familie, Studentin der Sozialarbeit in Fulda, angeschleppt wurde. Luisas Bruder ist mittlerweile gestorben, dem Neffen mit seiner Familie werden Luisas Märchengeschichten und ihr innerer Rückzug allmählich zu bunt. Sie können sie nicht mehr verstehen; sie ist ihnen fremd geworden. Sie haben auch Angst um sie. Die Studentin der Sozialarbeit erzählt Moritz K. etwas von Wahrnehmungs- und Denkstörungen, Depersonalisations- und Derealisationerscheinungen und vor allem von einer wahnhaften Umgestaltung der Außenwelt.

Luisa sitzt ein wenig eingeschüchtert im Behandlungssessel und schaut irritiert von einem zum anderen. Als die Studentin nach draußen gegangen ist, faßt Luisa sich ein Herz: Ei, wem bist du denn? fragt sie dann. Moritz K. schaut verdutzt von seinem Diagnosebogen auf.

Mit diesem Bild der beiden in einem Beratungszimmer will ich schließen.

Anmerkungen

1 Ich lernte sie im Laufe meiner Forschungen im Breidenbacher Grund, einer Teilregion des hessischen Hinterlandes, kennen. Die folgenden Bemerkungen sind Teil mei-

ner Untersuchungen dort. Deren Gegenstand ist der tiefgreifende soziale und ökonomische Wandel der dörflich-ländlichen Strukturen. Die forschungsleitende Frage blickt auf die subjektiven Verarbeitungsprozesse und die Umbrüche in den Lebens- und Wertorientierungen der dort lebenden Frauen. Dazu interviewe ich Frauen, die 80 oder mehr Jahre alt sind, um den Untersuchungszeitraum idealerweise von Beginn des letzten Jahrhunderts bis heute abzustrecken. Ich vereinbare Gesprächszyklen, nehme sie auf Tonband auf, transkribiere sie anschließend im Dialekt des Hinterlandes und übersetze sie. So werden die Interviewsequenzen im Text »zweisprachig« erscheinen. Sie erschließen in vielfacher Weise einen Zugang zu der Lebenswelt der Gesprächspartnerin. Bei der Auswertung der Gesprächszyklen orientiere ich mich an der von Alfred Lorenzer entwickelten Methode der tiefenhermeneutischen Textinterpretation. Diese Methode geht davon aus, daß hinter der manifesten Erzählkonstruktion, dem gesprochenen Wort, ein unausgesprochener latenter Erzählsinn mittransportiert wird. Ziel der Forschungen ist eine vergleichende Deutung auf der individuellen und kollektiven Ebene. Es werden allgemeine Typisierungen und Muster der Transformation als kulturell gültige Formen entwickelt, sowohl in ihren sichtbaren manifesten als auch in den unsichtbaren latenten Dimensionen.

2 Im weiteren konzentriere ich mich auf die Dimension der Denkwelt und Denkkordnung Luisas, die sich am Schluß der Gesprächsinterpretationen als ein zentrales Moment ihres Lebensentwurfs herauskristallisierte, und vernachlässige bewußt die subjektive und intrapsychische Seite ihrer Lebensgeschichten. Sie stehen auf einem anderen Blatt.

3 Orts-, Familien- und Häusernamen wurden zur Wahrung der Anonymität verändert.

4 In der dörflichen Häusertaufe und Namensgebung für die Häuser im alten Ortskern wird deren Subjekthaftigkeit deutlich.

Die Taufe ist Werk und Aufgabe des Zimmermannes, nachdem er den Dachstuhl errichtet hat. Das Haus steht für die grundlegende soziale Einheit als Symbol der dörflichen Gesellschaft, in der Leben und Wohnen gleichgesetzt ist.

5 Die deutsche Sprache kannte das Wort »Familie« nicht, bis es im 16. Jahrhundert von lateinisch »familia« entlehnt wurde. Bis dahin wurde von »Weib und Kind« oder »Haus« gesprochen. Erst im 18. Jahrhundert dringt das Wort Familie in die deutsche Umgangssprache ein. Historisch gesehen entsteht im gleichen Zeitraum die Familie, die wir heute kennen, mit dem Auseinanderfallen der vorindustriellen Einheit von Arbeit und Leben im »Ganzen Haus« und der systematischen Trennung von privater Familienarbeit und vergesellschafteter lohnabhängiger Erwerbsarbeit. Die Trennung der Sphären ging einher mit einer sich verstärkenden Polarisierung von Privatheit und Öffentlichkeit, die sich um 1750 mit der Bildung des Bürgertums allmählich etablierte.

6 Für Winnicott (1974) gibt es zwei Orte: den Ort innerhalb und den Ort außerhalb des Menschen (S. 121). Dazwischen liegt der »Übergangsraum« als dritter Erlebnissbereich des Menschen (S. 123). Im frühen kindlichen Erleben ist der Übergangsraum ein Proberaum oder »Spielplatz«, in dem ausprobiert und gespielt wird, und zwar wird Spielen als eine schöpferische Erfahrung betrachtet (S. 66). »Der Spielbereich ist nicht Teil der intrapsychischen Realität. Er liegt außerhalb des Individuums, ist aber auch nicht Teil der äußeren Welt.« (S. 63) In diesem Spannungsbereich siedelt Winnicott kulturelles Erleben an, er »bleibt das Leben lang für außergewöhnliche Erfahrungen im Bereich der Kunst, der Religion, der Imagination und der schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit erhalten« (S. 25).

Diesen Bereich der »Illusion«, die sowohl im Spiel des Kindes zu finden ist und auch einen bedeutsamen Anteil an Kulturerfah-

rung und -erleben hat, bezeichnet er als die natürliche Wurzel der Gruppenbildung bei erwachsenen Menschen, indem man sich auf der Basis der Ähnlichkeit der illusionären Erlebnisse zu Gruppen zusammenfindet (S. 12).

7 Außen stand dabei für Innen. So wie der Hof sich Vorbeigehenden präsentierte, sah es in der Familie aus, war die Schlußfolgerung. Die inneren familiären und persönlichen Ordnungen wurden durch die äußeren Ordnungen des Hofes, seines Geräte- und Güterbestandes, des Zustandes von Vieh und Feldern symbolisiert. Vgl. dazu: Becker 1985

8 Mathilde Hain (1951) spricht von einer »sozialen Verbindlichkeit« der sprachlichen Bilder, die über das Beherrschen der gemeinsamen Sprache des Hinterländer Dialekts weit hinausgehen. Wie sie gehe ich beim Dialekt von einer »gelebten Sprache« aus, die durch gemeinsames Tun, sinnliches Begreifen und zwischenmenschliche Beziehungen lebt.

9 »Schildern« bezeichnete ursprünglich die Tätigkeit des Wappenmalers (16. Jh.) »malen, anstreichen«; seit dem 18. Jh. erscheint es für »beschreiben, ausführlich darstellen«, und man beachte die Wendung: in lebhaften Farben schildern. (Duden 1989, 630). D.h., ursprünglich stand es für die Handlung, Figuren mit Farben zu entwerfen oder mit Farben nachzubilden. Besser kann man auch Luisas Denkkonstruktion nicht »schildern«.

10 Luisa war selbstverständlich informiert über mein Vorhaben, das erarbeitete Material im Zuge meiner Forschungen zu veröffentlichen.

11 semelieren = Ausdruck im Dialekt des Hinterlands, der in seiner Bedeutung weiter reicht als nachdenken oder sinnieren. Das Verb wurde im 16. Jh. aus lat. simulare »ähnlich machen, nachbilden: nachahmen; etwas zum Schein vorgeben, sich den Anschein von etwas geben, etwas vortäuschen« entlehnt, das von lat. similis »ähnlich« abgeleitet ist. (Duden 1989, 674)

12 In einem Forschungsprojekt »Familiensituation und alltagsweltliche Orientierung Schizophrener« haben sich B. Hildenbrand u.a. in erster Linie mit Familien im ländlichen Raum befaßt, weil hier Modernisierungsprozesse und die damit einhergehenden Individuierungsschübe, die im wesentlichen mit der in den 60er Jahren verstärkt einsetzenden Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktionsweise in Gang kamen, sich ihren Beobachtungen zufolge noch nicht so weit veralltäglicht haben, wie es in Familien aus mittelständisch-städtischen Lebenslagen bereits der Fall ist. Sie stellten fest, daß sich die heranwachsende Generation auf dem Land in einem Dilemma der widersprüchlichen Einheit von Tradition und Wandel befindet, der einen schizophrenogenen Krankheitsverlauf begünstigen kann. Während einerseits die traditionale Orientierung des Denkens vom Hofe her und die traditionale Position der wirtschaftenden Bäuerin aufrechterhalten werden muß, wird andererseits vom Hofnachfolger eine ständige und flexible Offenheit für ökonomische und soziale Entwicklungstendenzen verlangt. Zum Erhalt eines existenzfähigen Hofes gehört ein notwendiges Aufeinanderverwiesensein traditionaler und moderner Orientierungen. Normale Familien sind dadurch gekennzeichnet, daß sie mit den ansteigenden Komplexitäten des Alltagslebens flexibler fertig werden können, während schizophrene Familien durch einen starren Umgang mit den Komplexitäten des Alltagslebens gekennzeichnet sind. (Hildenbrand 1988)

Literatur

BAUSINGER, HERMANN (1958): Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: *Fabula - Zeitschrift für Erzählforschung* 1/58

BECK, ULRICH (1983): Jenseits von Stand und Klasse. In: *Soziale Welt, Sonderband 2*, Hg.: Reinhard Kreckel: Soziale Ungleichheiten, Göttingen

BECKER, SIEGFRIED (1985): Arbeit und Gerät als Zeichensetzung bäuerlicher Familienstrukturen. Dissertation Marburg

BERGER, PETER A. (1990): Ungleichheitsphasen. Stabilität und Instabilität als Aspekte ungleicher Lebenslagen. In: *Soziale Welt, Sonderband 7*, Peter A. Berger, Stefan Hradil (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Göttingen

BILDEN, HELGA (1989): Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In: Keupp, Bilden: Verunsicherungen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht

ERIKSON, ERIK H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.: Suhrkamp

DUDEN (1989) Band 7, Mannheim, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag

DUDEN, BARBARA (1987): Geschichte unter der Haut. München: C.H.Beck

FOUCAULT, MICHEL (1974): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt: Suhrkamp

HAIN, MATHILDE (1951): Sprichwort und Volkssprache - eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung. Gießen

HILDENBRAND, BRUNO (1988): Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung. Vergleich einer »schizophrenen« mit einer »normalen« Familie. In: Kurt Lüscher, Franz Schultheis, Michael Wehrspau (Hg.): Die postmoderne Familie. Konstanz

ILLIEN, ALBERT; JEGGLE, UTZ (1978): Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte und Psychologie seiner Bewohner. Opladen: Leske + Budrich

IMHOF, ARTHUR E. (1985): Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren und das, weshalb wir uns heute so schwer damit tun. München: C. H. Beck

INHETVEEN, HEIDE; BLASCHE, MARGRET (1983): Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag

JEGGLE, UTZ; ILLIEN, ALBERT (1978): Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. In: Wehling, H. G. (Hg.): Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analyse und didaktische Hilfen, 38-53. Opladen: Leske + Budrich

KEUPP, HEINER; BILDEN, HELGA: Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel; Göttingen

PROKOP, ULRIKE (1989): Mutterschaft und Mutterschafts-Mythos im 18. Jahrhundert. In: Hessische Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Freiheit - Gleichheit - Schwesterlichkeit. Männer und Frauen

zur Zeit der französischen Revolution. Wiesbaden
SCHARFE, MARTIN (1973): Geschichtlichkeit. In: Bau-
 singer et al.: Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt:
 Wissenschaftliche Buchgesellschaft
SEGALEN; MARTINE (1990): Die Familie. Geschichte,

Soziologie, Anthropologie. Frankfurt/M.: Campus
SCHULTE, REGINA (1989): Das Dorf im Verhör.
 Hamburg: Rowohlt
WINNICOTT, DONALD. W. (1974): Vom Spiel zur
 Kreativität. Stuttgart: Klett/Cotta